

Des Mannes Bärde.

Der Bart gilt von altersher bei vielen Völkern als ein Sinnbild der Männlichkeit, obwohl es Völker gibt, bei denen der Bartwuchs auf sehr dürftige Spuren beschränkt ist. Bei den Ägyptern aber wurde das Abzeichen der Männlichkeit bald auch zur „Bärde des Mannes“. Später mußte sich dann der Bart gleich der Kleidung den tyrannischen Gesetzen der Mode unterwerfen; er wurde bald kurz, bald lang getragen oder sogar bei bartlosen Nationen zeitweilig dem Modegeschmack zuliebe ganz abgeschafft. Die Geschichte des Bartes bildet jedenfalls ein langes und interessantes Kapitel der Kulturgeschichte.

Bei den alten Germanen galt der geschorene Bart als Zeichen der Unfreiheit oder der verlorenen Ehre. Die Longobarden erhielten ihren Namen von den langen Bärten, die sie trugen, wohingegen die Sachsen im 6. Jahrhundert keinen Bart hatten. Die karolingischen Herrscher trugen verschnittenen Haar und Schnurrbärte; Karl der Große trug — entgegen den meisten, der Künstlerphantasie entsprungenen bildlichen Darstellungen — nur einen Schnurrbart und hegte einen Widerwillen gegen behaarte Gesichter. Von Kaiser Otto I. wird ausdrücklich berichtet, daß er gegen die Sitte seiner Zeit den Bart nicht schor.

Im Mittelalter findet man den Vollbart unter den höchsten Ständen geistlicher und weltlicher Art; die mittleren Klassen gingen bartlos, während die unteren wieder behaart waren. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts finden wir in Deutschland den Bart ganz allgemein, aber in allerlei phantastischen Formen. Im 16. Jahrhundert trug man in Deutschland entweder Vollbärte oder nach spanisch-französischer Mode den bloßen Lippen- oder zugespitzten Kinnbart. Wie in Frankreich so gab auch anderwärts die Person des Herrschers das Vorbild für die Art und Weise, den Bart zu tragen. Bis 1521 war es in Frankreich und England am Hofe Sitte gewesen, sich das Kinn zu rasieren. In diesem Jahre wurde aber Franz I. durch einen brennenden Balken am Kopfe verwundet, so daß man ihm das Haupthaar ganz abscheren mußte. Lange lag er schwer danieder, sein Kinnbart wuchs während dieser Zeit ungehindert, und als der König endlich das Bett verließ, sah er mit Erstaunen, daß alle seine Kavaliere das Kopfhaar kurz geschoren und gleich ihm das Kinn mit Haar bewaldet hatten.

Nach Heinrich IV. nannte man den kurzen, spitz zulaufenden Kinnbart mit dem Keinen, an den Spitzen nach spanischer Mode aufgedrehten Lippenbart „Henry quator“. Karl I. von England führte die langen Schnurr- und kleinen Kinnbärte ein, bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts der Schnupstabs in Gebrauch kam und den unbequemen Schnurrbart für lange Zeit verdrängte. Unter Napoleon III. trug man in Frankreich mit Vorliebe den Napoleonsbart, und als Boulanger seinen Vollbart aufstufte, folgten Tausende seinem Beispiel — auch im Auslande.

Eine Unmasse von Gesetzen, Verfügungen, Vorschriften und Verbote ist im Laufe der Zeit betreffs der Bärte ergangen. Im 9. Jahrhundert geriet die römische Kirche mit der griechischen in Streit; die erstere behauptete, nachdem die Apostel, besonders Petrus, Bärte getragen hätten, dürfe man es den Priestern nicht verbieten. Das erzürnte den griechischen Patriarchen dermaßen, daß er gegen den damaligen Papst den Bannstrahl schleuderte. Trotzdem aber kam für die katholischen Priester die Barillosigkeit auf, während sich die Popen die Bärte wachsen lassen.

Die preussische Armee hatte unter Friedrich Wilhelm I. und unter Friedrich II. keine Bärte, nur wenige Regimenter, wie z. B. das des alten Dessauers, trugen gewichene Schnurrbärte. In den Befreiungskriegen kam ein beschreibendes Badenbärtchen auf, wozu die freiwilligen Jäger noch ein Lippenbärtchen trugen. Der alte Blücher stach mit seinem mächtigen Schnurrbart hervor, und seitdem wurden den Soldaten durchweg Lippenbärte gestattet. Ein Kuriosum war die kurfürstliche Militärverordnung, nach der die Soldaten (bis zum Jahre 1848) gehalten waren, ihren Bart in Form eines W (Wilhelm) zu tragen. Den Offizieren der österreichischen Armee von früher war ein kleiner halbmondförmiger Badenbart gestattet. Als im italienischen Feldzuge von 1849 alles sich den Bart wachsen ließ, versprach auch Feldmarschall Radetzky, sich einen Schnurrbart stehen zu lassen, wenn die Piemontesen in einer großen Schlacht tüchtig gekloppt würden. Nach dem Tage von Novara keimte denn auch aus der Oberlippe des Heerführers ein armer Schnurrbart hervor. Bis vor einigen Jahren war es den Richtern, Staatsanwälten und Advokaten in Frankreich

verboten, den Schnurrbart zu tragen; das Gesetz ist nie aufgehoben worden, aber man beachtet es nicht mehr. Im übrigen bürgerte sich in Frankreich der Schnurrbart nach dem Sturze des ersten Kaiserreiches ein.

Deutsche Dichtung.

Das Auge der Geliebten.

Warm und sternenhell war die Frühlingsnacht,
Aus dem Fenster schauten wir die Nacht,
Lieber doch an ihren Augen sinnig
Singen meine Blicke lang und innig.

Und in lieblicher Verwirrung drauß
Sankt sie den Blick und wies hinauß
Nach der tiefen blauen Himmelsferne:
„Sieh, wie helle funkeln heut die Sterne!“

Und ich nahm sie lächelnd bei der Hand,
Blickt' ihr in die Augen unverwandt:
„Laß, mein Kind, mich freuen deine Sterne
So, wie deine frommen Augensterne.“

Und ein leiser Erröten holber Scham
Glühend ihre Wangen überkam,
Sag und brachte dar die Abendgäbe,
Eine Goldorange mir zur Labe.

Und ich nahm sie lächelnd bei der Hand,
Blickt' ihr in die Augen unverwandt:
„Danke, mein Kind, mehr, als Italiens Apfel,
Labet mich dein blauer Augenapfel.“

Sorge nicht, hab' nimmer Langeweile,
Wenn bei dir ich lange, lange weile:
Das sind meine liebsten Augenblicke,
Wenn ich dir nur in die Augen blicke.“

Adolf Stöber.

Ärztlicher Ratgeber.

Vom Obstessen. Wenn die Menschen mehr Obst äßen, würden sie sich einer besseren Gesundheit erfreuen und demgemäß weniger Arznei brauchen. Es sollte aber frühmorgens mit nüchternem Magen genossen werden, anstatt daß man es als Nachtisch zu sich nimmt, wenn der Appetit schon gestillt ist und den Verdauungsorganen ohnehin genug zu tun gegeben wurde. Obst, das nüchtern genossen wird, ist sehr erfrischend und anregend. Ein reifer Apfel oder eine Apfelsine befördern den Verdauungsprozeß sehr. Man soll aber stets nur ganz ausgereiftes, tadelloses Obst, und dieses am besten in rohem Zustande, essen. So lange es frisches Obst gibt, ist es unbedingt dem gekochten oder eingemachten vorzuziehen.

Wechseln des Bettuches bei Kranken. Nicht immer kann der Kranke das Lager verlassen, wenn das Bettuch gewechselt werden muß. Das frische Bettuch wird, zu einer Rolle aufgewickelt, am Fußende quer über das Unterbett gelegt. Hierauf schiebt man das alte Bettuch ein wenig nach oben, wickelt das frische ebenso weit ab und steckt es mit Sicherheitsnadeln, oder unter großer Vorsicht auch mit Stednadeln, an der Matratze fest. Nunmehr hebt der Pfleger die Beine des Kranken in die Höhe, zieht das alte Bettuch bis dicht unter den Sitz des Kranken und wickelt wiederum die Rolle so weit ab. Jetzt werden die Beine des Kranken wieder ausgestreckt, der Oberkörper ein wenig gehoben, das alte und das frische Bettuch unter dem Sitz vorbeigezogen und die Abwicklung fortgesetzt, indem man den Kranken aufrecht hält. Um das Herabrußfen des Bettuches zu vermeiden, heftet man es am Kopfende des Bettes mit Sicherheitsnadeln an.

Luftige Rede.

Das kluge Fräulein. „Nun, Fräulein, wenn du dich im Freien befindest, was siehst du dann über deinem Haupte?“ — „Das Himmelsgewölbe, Herr Lehrer!“ — „Nicht so, Fräulein! Und wenn der Himmel bedeckt ist oder es regnet, was siehst du dann über dir?“ — „Den Regenschirm, Herr Lehrer!“ — „Um die Mittagszeit.“ — „Nun, was lachst du denn?“ — „Nicht.“ — „Es ist halb fertig!“

Er weiß etwas. „Ohne Geld kann man nichts auf der Welt machen.“ — „O doch.“ — „Na was denn?“ — „Schulden.“

Astronomie. „Siehste, Anjust, wat der Mond is, der is ganz leberluffig, es is nämlich een ausgebrannter Planet. Nicht jedeicht uff ihm, keen Strauch, keene Menschen, keen Bier um nisch, alles is doo un edel!“ — „Na, wenn er jar keen'n Zweck nich hat, zu was is er denn na noch da?“ — „Der sage id ja ooch, aber wo soll er'n hin?“

Die gute Medizin. „Nun, Herr Förster, hat Ihnen die Medizin, die Ihnen der Herr Doktor verschrieben hat, gut getan?“ — „Hab no nitz gmerkt — aber zum Gwehrpuß is sie ausgezeichnet!“

Unterhaltungs-Beilage

zum

Allgemeinen Anzeiger

und

Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 4.

Druck und Verlag: Wilh. Bell jr., Halver i. Westf.

1922

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner.

(4. Fortsetzung.)

„Das hängt eben von den Umständen ab“, sagte Streder, „es kann bald werden, es kann sich noch einige Wochen hinziehen; und es ist auch möglich, daß gar nichts daraus wird. Doch bevor wir weiter sprechen“, fuhr Streder fort, „habe ich eine kleine Bitte. Sind Sie sich Ihrer Kennerchaft auf Diamanten ganz sicher?“

„Soweit es ein gelernter Juwelier sein kann, ja.“

„Gut“, meinte Streder. Er öffnete jetzt ein Fach seines Schreibtisches und holte eine kleine Kassette hervor, die er mit einem Schlüsseldchen aufschloß. „Bitte, Herr Hofer, sehen Sie sich einmal genau an, was drinsteht, und prüfen Sie jedes einzelne Stückchen recht scharf.“

Hofer nahm die Kassette und blickte hinein. Streder stand auf.

„Nehmen Sie jetzt meinen Platz ein“, sagte er, „Sie haben dann mehr Raum und gutes Licht.“

Hofer setzte sich auf den angebotenen Platz, griff in die Kassette und holte mit den Fingerspitzen mehrere sehr kleine glänzende Steinchen hervor.

„Es dauerte eine ganze Weile, bis er alle untersucht hatte. Er prüfte aufmerksam Stück für Stück.“

Dann sagte er: „Die kleinen Steinchen sind alle echt. Es sind Rohdiamanten und sind es wieder nicht. Es ist, als wenn vorher ein Prozeß mit ihnen vorgenommen worden wäre; als wenn sie künstlich zu ihrer natürlichen Kristallform abgebrochen worden seien.“

„Also, sie sind echt und vollgültig, wirkliche, wahre Diamanten vom Marktwert?“ fragte Streder.

„Echt sind sie unzweifelhaft“, antwortete Hofer. „Aber ihr Wert ist sehr gering. Sie sind zu klein — nahezu wie kleinster Abfall.“

„Das tut nichts“, sagte Streder, „auf den Geldwert kommt es nicht an. Nur auf die Echtheit. Und von dieser sind Sie überzeugt?“

„Ja.“

„Ich danke Ihnen.“ Streder schloß die Kassette und stellte sie wieder in das Fach des Schreibtisches. „Ihr Urteil war mir von großer Wichtigkeit. Ich glaube, daß die Geschäftsverbindung zwischen uns doch zustande kommen dürfte. Und ich will Ihnen auch sagen, was es ungefähr sein wird. Wir — das heißt: die Gesellschaft, die sich wahrscheinlich begründen dürfte — wir werden Ihnen Steine bringen, die wir an verschiedenen Stellen erwerben. Ihre Aufgabe wird es sein, sie abzuschätzen, vielleicht auch passende Fassungen vorzuschlagen und uns geeignete reelle Firmen anzugeben, denen wir unsere Ware zu marktgängigen Preisen anbieten können.“

„Also, Juwelienhandel engros“, bemerkte Hofer.

„Wie sie es nehmen oder benennen wollen“, antwortete Streder. „Hoffentlich wird es engros, d. h. im großen Maßstabe sein. Wir würden Sie — immer vorausgesetzt, daß die Sache zustande kommen sollte — in Prozenten am Umsatz beteiligen.“

Hofer hatte keinen Grund, das Angebot von der Hand zu weisen. Er erklärte sich einverstanden, Streder notierte sich seine Adresse, und die Unterredung war beendet.

(Nachdruck verboten.)

Er verließ das Haus mit einer freundlichen Hoffnung im Herzen und zugleich mit einem Kopfschütteln der Verwunderung. Streder's Schilderung des Geschäftsbetriebes erschien ihm ebenso ungewöhnlich wie unsachgemäß. „Aber es wird sich ja zeigen“, murmelte er vor sich hin.

Sechstes Kapitel.

Unterdessen war Streder, nachdem Hofer das Bureau verlassen hatte, etwas steif aus seinem Schreibstisch gesessen und war auf mehrere Minuten in tiefes Nachdenken versunken. Doch plötzlich raffte er sich auf, ergriff die Feder, schrieb den Brief zu Ende, der durch den Eintritt Hofers unterbrochen wurde, erledigte dann mit großer Ruhe noch einige Korrespondenzen und machte verschiedene Eintragungen in seine Geschäftsbücher. Dann erhob er sich mit der sicheren, zielbewußten Art, die allen seinen Bewegungen eigen war, und machte sich zum Ausgehen fertig.

Erst unten auf der Straße bekam er plötzlich Eile. Er hatte einen Blick auf seine Uhr geworfen und gesehen, daß er sich etwas verspätet hatte.

Er rief eine vorüberfahrende Droschke an und gab beim Einsteigen kurz die Adresse: Viktoria-Luise-Platz, rasch!

Der Wagen fuhr schnell davon. — — — — —
In einem sehr eleganten, kostbar eingerichteten Salon eines Hauses auf dem Viktoria-Luise-Platz saßen vier Herren, als Streder vom Diener angemeldet wurde. Man hatte sich bisher von gleichgültigen Dingen und von Tagesneuigkeiten unterhalten, ein Herr hatte lustige und witzige Anekdoten erzählt und ließ sich auch weiterhin nicht stören, als Streder eintrat, jeden Herrn einzeln begrüßte und dann in einem Sessel Platz nahm.

Nachdem aber der witzige Herr — es war Herr Walter Knorr, ein Mann in den Vierzigern mit einem ganz kleinen dunklen Schnurrbärtchen in dem feinsten, breiten Gesicht, das auf einer großen, breiten Gestalt saß — auch die zweite Anekdote erzählt hatte, sagte Streder:

„Nun, meine Herren, das Geschäft!“

Noch tönte das schallende Gelächter, das der pikanten Geschichte des Herrn Knorr gefolgt war, als ganz plötzlich tiefe Stille eintrat. Jeder schien sich, als es aus Geschäft ging, in sich selbst zu verschließen.

Endlich sagte ein Herr mit etwas müdem, blassen Gesicht und matter Stimme — es war Graf Bernhard de Claire:

„Ich glaube, lieber Herr Streder, es ist keine Meinung für die Sache vorhanden.“

Ein kleiner Herr mit sehr lebhaften Bewegungen und noch lebhafterem Mienenpiel in dem glattrasierten Gesicht, Adolf Grunau, der Journalist, schien einen Anlauf zum Sprechen zu nehmen. Er befaß sich aber und lehnte sich wieder in den Stuhl zurück.

Da fragte mitten in dieses Schweigen Robert Streder: „Sind alle Herren dieser Meinung? Ja? Ich nicht. Ich für meine Person habe Lust, die Sache zu machen.“

„Es kommt ja nichts dabei heraus!“ bemerkte Herr Knorr.

„Ich glaube doch“, erwiderte Streder. „Meine Herren“, warf Graf Le Claire milde ein, „wir können uns doch nicht hinstellen und Handel treiben.“ „Sie brauchen es ja nicht zu tun, Herr Graf“, sagte Adolf Grunau in nervösem Ton.

„Vorläufig sind wir ja auch gar nicht so weit“, meinte nun Streder. „Einen Aktionsplan zu entwerfen, haben wir noch Zeit genug. Und wenn es dazu kommt, werden wir uns auch ohne die Mitwirkung des Herrn Grafen Le Claire einzurichten wissen. Vorläufig haben wir ein Experiment vor uns, das nicht viel Geld kosten wird. Ich möchte bemerken, daß alle Proben, die ich im Besitz habe, durchaus echt sind und ihren Marktwert haben. Sie sind heute von einem Fachmann in meiner Gegenwart nach allen Regeln untersucht worden.“

Eine leise Bewegung ging durch die kleine Gesellschaft. Die Mienen, die bisher kalt und gleichgültig gewesen waren, nahmen einen gespannten Ausdruck an.

„Also wirklich vollwertig?“ fragte jetzt ein langer Herr mit langem Gesicht, kurzem, dunklem Haar und Schnurrbart und dunklen Augen — Herr Sponholz.

„Ja, vollwertig“, bestätigte Streder.

Wieder trat Schweigen ein. Jeder blickte vor sich hin und wartete, bis ein anderer das Wort ergreifen würde. Da begann Streder wieder:

„Ich denke, es ist am besten, wenn wir Herrn Grunau bitten, uns seine interessante Offerte noch einmal klar auseinanderzusetzen.“

„Ich bin gleichfalls dieser Meinung“, sagte Herr Knorr.

„Na ja, man könnte es wohl noch einmal hören“, äußerte Herr Sponholz.

Nun war es wieder einmal still. Auf dem glatten Gesicht des Herrn Adolf Grunau suchte es, alle Muskeln waren in Bewegung. Sein Blick schweifte von einem zum andern mit der stillen Frage: „Soll ich denn nochmals von Anfang an beginnen? Endlich entschied er sich dazu. Er redete sich ein wenig, holte ein Notizbuch aus der Brusttasche seines Rockes, blätterte ganz flüchtig und begann:

„Meine Herren, ich werde Ihnen also noch einmal die ganze Sache vortragen und alle Ihre Fragen beantworten. Ich möchte Sie nur bitten, sich in der heutigen Sitzung zu entscheiden, da ich im Begriff bin, eine andere Gesellschaft für diese Idee zu bilden, wenn ich jetzt keine bestimmte Zusage von Ihnen erhalten werde.“

Er schwieg und sah vor sich hin. Die andern warteten nun auf seine Ausführungen.

„Also meine Herren, ich habe Ihnen bereits gesagt, daß der Ingenieur und Chemiker Karl Döring ein Verfahren erfunden hat, Diamanten von ganz erheblicher Größe künstlich zu erzeugen. Ich will gleich bemerken, daß er große Diamanten noch nicht geschaffen hat. Was er bisher machte, waren die kleinen Steinchen, die sich im Besitz des Herrn Streder befinden. Die Ursache, daß sie so klein sind, liegt daran, daß er keine geeigneten Vorrichtungen besitzt. Die Diamanten, die ich Herrn Streder gegeben habe, hat Döring in einem fremden Laboratorium, in dem eines Freundes, hergestellt, das für solche Arbeiten eigentlich nicht eingerichtet ist. Es konnte ihm auch nur unter größten Schwierigkeiten gelingen. Trotzdem sind diese Steinchen doch viel, viel größer als die, die der berühmte Chemiker Moissan nach vieler Mühe hervorgebracht hatte. Würde Döring die geeigneten Vorrichtungen besitzen, so bestünde für ihn kein Zweifel, daß ihm für die Größe der Steine keine Grenze gezogen ist.“

„Das hat vor mehreren Jahren der große Schwindler Remoine in Paris auch gesagt“, warf Herr Knorr ein.

„Diese Bemerkung“, Herr Knorr, läßt mich ganz kalt“, sagte Grunau ruhig. „Ich war ja auch darauf gefaßt, und finde Ihre Bedenken durchaus nicht ungerechtfertigt. Aber Sie wissen, die Dinge liegen hier und jetzt ganz anders als bei dem Schwindler Remoine, und die Herren Herren jetzt hier, wenn es eben nicht anders wäre. Remoine wollte vor allen Dingen Geld haben, viel Geld für seine eigene Person unter tausend faulen Ausreden. Wieviel war es? Ich glaube, eine halbe oder gar anderthalb Millionen. Döring aber will von den Herren nichts, nicht einen Pfennig für seine Person. Sie brauchen ihn

nicht ein Markstück in die Hand zu geben. Sie sollen ihm nur einen Kredit eröffnen in einer elektrotechnischen Fabrik, die nach seinen Angaben den Ofen errichten soll, ferner in der chemischen Fabrik, die ihm das nötige Material liefern muß, und schließlich sollen Sie die Bezahlung der Miete und der Einrichtung für das Laboratorium übernehmen, das er zu diesem Zweck braucht. Alles in allem also dürfte es einen Betrag von zwanzig- bis dreißigtausend Mark oder etwas mehr ausmachen. Nachforderungen für persönlichen Gebrauch sind ausgeschlossen.“

„Es ist mir noch immer unklar“, warf Herr Sponholz ein, „warum Herr Döring um einen so geringen Betrag eine Gesellschaft bilden will. Wenn die Dinge so ausgezeichnet stehen, ist es doch geradezu eine Kleinigkeit, einen einzigen mittleren Kapitalisten zu finden, der die Sache ohne viel Federlesens macht. Beide hätten dann den größten Gewinn davon. So würde sich das Geld doch nur unter die Teilhaber zersplittern.“

„Auch dieser Einwand ist in jeder Beziehung berechtigt“, sagte Grunau. „Es wäre auch das Beste, nur mit einem Mann zu arbeiten, und dieser Mann ließe sich ganz leicht finden. Ingenieur Döring hat aber ein Bedenken, das, wie mir scheint, sehr klug ist. Vor allem will er seine Erfindung nicht an die große Glocke hängen. Es ist ihm vorläufig nicht im geringsten um den Erfinderruhm zu tun — er will zunächst Geld verdienen. Denken Sie an die Rubinen. Früher hatten sie einen recht hohen Wert, obgleich man auf streng wissenschaftlichem Wege schon seit Jahrzehnten — allerdings unter sehr hohen Kosten — künstliche Rubinen erzeugen kann. Seitdem sie aber sogar im Theater vor den Augen des Publikums gemacht wurden, will kein Juwelier mehr etwas von Rubinen wissen, auch wenn sie noch so schön und echt und groß sind. Wenn es bekannt wird, daß die schönsten Diamanten künstlich hergestellt werden können, dann, meine Herren, ist die ganze Arbeit umsonst. Diese schönsten Diamanten haben dann keinen Wert mehr, kein Mensch wird mehr Diamanten kaufen wollen.“

„Ganz richtig“, bemerkte Knorr, „aber —“

„Nun“, fuhr Grunau fort, „liegt die Sache folgendermaßen: Wenn sich Döring nur mit einem Mann assoziieren würde, dürfte dieser eine Mensch nicht in der Lage sein, so viel abzugeben, wie Döring erzeugt. Ganz anders aber ist es mit einer Gesellschaft. Die Gesellschaft hat nicht nur den Zweck, die nötigen laufenden Mark für das Laboratorium herzugeben, sondern sie ist eine Gesellschaft von Kaufleuten. Es handelt sich doch voraussichtlich um Millionen. Jedes Mitglied der Gesellschaft hätte die Pflicht, eine Partie Steine abzunehmen und nach ganz bestimmter Anweisung abzugeben, zu verkaufen. Und zwar an verschiedenen Orten zu durchaus reellen, marktgängigen Preisen an Großisten und Juweliere.“

„Wir sind ja keine Fachmänner. Ich bin kein Kaufmann“, bemerkte Graf Le Claire mit seiner matten Stimme etwas verdrießlich.

„Überlassen Sie dieses Geschäft nur Ihrer Frau Gemahlin“, entgegnete Grunau etwas ironisch. „Die Frau Gräfin wird schon wissen, was sie mit den Steinen machen soll.“

„Aber der Herr Graf hat recht“, bemerkte Sponholz, „wir sind keine Fachmänner. Keiner von uns weiß, was er mit der Ware machen, wenn er sie anbieten könnte.“

„Ich habe mich mit einem Herrn in Verbindung gesetzt“, ließ sich nun Streder hören, „der uns alle nötigen Auskünfte und Anweisungen geben und die Stücke nach ihrem wahren Wert abschätzen würde. Sollten wir die Sache machen, so wäre die Arbeit nicht so schwer. Jeder von uns könnte ohne Mühe bedeutende Quantitäten verkaufen, und wenn die Erzeugnisse wirklich den Versprechungen und Hoffnungen nachkommen, so wäre auf absehbare Zeit für jeden von uns ein Vermögen herauszuschlagen.“

„Auf alle Fälle ist doch das Risiko nur sehr gering.“ „Nun ja, schon recht“, bemerkte Sponholz, „gesetzt den Fall, das sei alles so, wie es hier besprochen wird, so habe ich nur ein Mißtrauen. Ingenieur Döring ist, wie alle Auskünfte über ihn lauten, ein sehr genialer, ein hochbegabter Mensch. Aber — na also . . . ein Windhund: ein leidenschaftlicher Spieler, ein leichter Geselle. Auf solche Leute kann man sich schwer verlassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonnenwendfeier.

Erzählung von Paula Wassermann.

(Nachdruck verboten.)

„Was, zum Wollensteinbauer willst als Knecht gehen?“ sagte die Haltertrefel zum Balthauser, ihrem Liebsten.

„Und warum nicht, wenn ich Gelegenheit habe, mir's zu verbessern? Hab' doch immer schon getrachtet, daß ich auf einen größeren Hof kommen könnte, und beim Wollensteinbauer ist der beste Platz weit und breit. Mußt nicht böse sein deshalb, Dirndl.“

„Ich mag es nicht leiden, daß du grad dorthin gehst. Ist doch nur der alte Bauer da und seine Tochter, die Ploni; leicht könnte es geschehen, daß dir's anders einfaßt und du Wollensteinbauer werden möchtest“, sagte das Dirndl trozig.

„Also eifersüchtig bist du; deshalb soll ich einen guten Platz auslassen — nein, groß ist meine Liebe nicht zu mir“, sagte der Balthauser Niedl.

Das Dirndl nagte an der Unterlippe; es sagte nichts mehr, nur schaute es den Balthauser trozig an.

„Noch einmal, Dirndl, mußt nicht böse sein, aber den guten Platz laß ich nimmer aus, und wegen der Ploni haßt du nichts zu fürchten.“

So gingen sie auseinander. Der Balthauser ging seine Wege und zog beim Wollensteinbauer ein.

Der Wollensteinbauer hielt ihm die schwielige Rechte entgegen und begrüßte ihn freundlich. „Ich kann es fast nimmer schaffen, mußt mir ein guter Gefährte sein“, sagte er freundlich. Dann führte er ihn in die Stube. Es lautete gerade die Mittagsglocke, und die Ploni kam mit dem Essen. Zwei Mäde kamen herein, es waren die Kuhbirn und die Jungbirn; sie setzten sich mit an den Tisch.

Nach dem Essen führte der Bauer den Balthauser in den Stall, um ihm das Vieh zu zeigen, dann in die Tenne, wo die Futtervorräte sind; dann machte er mit dem neuen Knecht noch einen Gang durch die Felder, um ihm die nächstliegende Arbeit anzufagen.

„Bis die Zeit zum Anbauen ist, ist das Streurechen, Geästhaeden, die Holzarbeit, Futterschneiden, und die Pferde sind zu versorgen. Gibi viel Arbeit, geht?“ sagte der Bauer, „aber ich hab' gehört, daß du fleißig bist und brav, du machst es schon, bist jung und stark.“ Der Balthauser arbeitete nun von früh bis spät und nahm dem Wollensteinbauer alle Sorgen ab.

Bei seinem Kirchgang kam er mit der Haltertrefel zusammen, die konnte just das Stacheln nimmer lassen. Sie auktete den Balthauser mit ihrer Eifersucht. An eine Heirat war lange nicht zu denken. Beide waren arm und nur auf ihrer Hände Arbeit angewiesen. Immer gingen die beiden in Streit und Haber auseinander; so kamen Sonntage, wo Balthauser gar nicht in das Dorf hinunter ging, und das reizte sie nur noch mehr. Der Winter war vergangen, die ersten Blütenknospen sproßten auf den Bäumen, und neues Leben regte sich in Feld und Wald. Dem Balthauser gefiel es oben auf dem Berge.

Eines Tages fuhr er mit den starken Ackerpferden auf das Feld. Er zog tiefe Furchen in die Erde, bei jedem Schritt versank er fast in dem weichen, lockeren Erdbreich. Als der Abend kam und die Sonne schon verschlafen über die Bäume blinzelte, trat Ploni aus dem Hause.

„Mach' doch Feierabend, Balthauser, schaffst rechtsschaffen viel und nimmst dem Vater die Arbeit aus der Hand. Aber jetzt ist Essenszeit — komm heim!“

Der Balthauser hob den Pfug auf den Rain, zog die Pferde und wischte ihnen den Schweiß von dem dampfenden Körper. Dann ging er an der Seite der Ploni heim. „Ist ein stiller, guter Dirndl, die Ploni, immer gut, ruhig und fleißig“, dachte er bei sich.

Hübsch war sie nicht. Sie hatte aschblondes Haar und wassergraue Augen. Die Gestalt war nicht uneben, sie war groß, schlank. Das Beste an ihr war aber ihre Herzengüte und Milde.

Es war Sonntag. Balthauser ging wieder nicht ins Dorf hinunter; da kam die Trefel herauf zum Wollensteinhof. Als sie dort ankam, sah sie den Balthauser auf dem Gartenzaun. Er band Rosen auf, und schäfernd warf er der Ploni, die daneben stand, ein junges Mairösklein zu. Als Trefel hinzukam und das sah, kannte ihre Mut keine Grenzen. Sie stellte sich vor der Ploni hin:

„So ist's, herausgelockt hast du den Balthauser, daß du ihn mir abspenstig machen kannst. Weil du eine Bauernmoch-

ter bist, glaubst du, kannst du alles tun — doch die Trefel ist auch noch da, und die laßt den Balthauser nicht aus, das mußt du!“

Der Balthauser ist vom Gartenzaun gesprungen. Zornig steht er die Trefel an. „Nachspionieren tußt du mir? Ja, die Ploni war mir wohl tausendmal lieber mit ihrer Güte als du mit deinem Zant und deiner Eifersucht. Und weil du schon da bist, so sag ich dir's gleich — aus ist's zwischen uns, daß d' es weißt. Gut, daß ich dich früher so gesehen hab, als wenn du schon mein Weib wärst und ich dich nimmer losbringen könnt.“

Ganz blaß ist die Trefel geworden. „Das nimm zurück“, sagte sie. „Alsdann willst doch Bauer werden auf dem Wollensteinhof? Das laß dir vergehen, Kuh! Hast du doch keine mehr vor mir, das sag ich dir gleich.“

Die Ploni war in das Haus geeilt; sie sah nur noch vom Fenster aus, wie der Balthauser die Hand ausstreckte, die die Richtung zum Tal hinunter wies. „Aus ist es zwischen uns — fertig sind wir miteinander.“ Das hörte noch die Ploni. Dann sah sie, wie die Trefel im Abendnebel verschwand.

Der Balthauser kam ins Haus. „Mußt nicht böse sein, ich kann nicht dafür, daß das Dirndl das getan hat.“

„Das Dirndl kann halt nicht dafür, sie ist halt so, ihr mir's schon leid tun, und sie kommt dir wieder gut“, sagte die Ploni mitleidig. Da kam die Küchenbirn gelaufen. „Jesse! Der Bauer ist umgefallen im Garten draußen, er schaut so rar her —“ Der Balthauser eilte hinaus, hob ihn auf und trug ihn mit starken Armen in sein Bett. Er rieb die Stirn und Schläfen mit Essig ein, goß ihm etwas Brantwein zwischen die blassen Lippen und schickte sofort zum Doktor. „Ein Schlaganfall“, sagte dieser. „Er wird nur ein paar Stunden mehr haben; dann ist's aus.“

Die Ploni war trübselig; sie war gar nicht wegzubringen von dem Vater, und als dieser die Augen aufschlug und dem Balthauser zuschüttelte: „Bist mir immer ein braver Knecht gewesen, schau weiter so auf meinen Hof und auf die Ploni“, da brückte die Ploni Balthausers Hand, und weil sie nirgend einen Platz fand, um sich auszuweinen, legte sie ihr Köpfchen an Balthausers Brust. Befriedigt schaute der Bauer die beiden an, dann schlummerte er still hinüber.

Voll tiefsten Mitleids mit der Ploni und ihrem Schmerz, nahm sich der Balthauser fürsorglich um alles an und stand ihr hilfsbereit zur Seite.

Im Hause ordnete er alles an und sorgte für das Begräbnis. Die Leute sagten: „Er tut, als ob er schon der Bauer wäre!“ Und es war auch eine Mutterwirtschafft auf dem Wollensteinhof; und Ploni konnte sich gar nicht denken, daß es anders sein sollte, und daß Balthauser je den Hof verlassen könnte.

So war Sonnenwende herangekommen. Balthauser trug fleißig zusammen für das Sonnenwendfeuer. Da kam jemand den Berg herauf, und Balthauser erkannte die Trefel.

„Na, jetzt ist's ja wirklich Ernst. Du wirst Bauer auf dem Hof, und ich kann schauen, wie ich mit mir selber fertig werde, geht?“

„Ich bin dir nichts schuldig. Warum haßt du Unfrieden gestiftet, aber recht ist's doch, daß ich dich erkannt hab und die Ploni auch, und gesehen hab, wie die brav ist und gut.“

„Und reich“, setzte die Trefel hinzu.

„Schau, daß du mir aus den Augen kommst, du Wildblau du“, schrie der Balthauser in hellem Zorn, dann drehte er sich um und ging.

Hätte er nur den bösen Blick gesehen und das höhnische Auflachen gehört, ihm wäre bange geworden.

(Schluß folgt.)

Ein- und Ausfälle.

Wahre Zufriedenheit ist kein Werk der Notwendigkeit, kein Geschenk des Zufalls, kein Eigentum des Gedankenlosen oder des Leichtsinns. Sie ist die Frucht vielen Nachdenkens und vieler Übung, die Frucht ruhiger, edler und mit allen unseren Gedanken und Empfindungen innig verwebter Grundsätze.

Der einzige Lohn für wahre Liebe ist Gegenliebe; alles übrige gehört in das Gebiet des Handels.

Eifersucht beim Manne ist Furcht betrogen zu sein. Bei der Frau ist sie das Entsetzen, übertroffen zu sein.

Die einzige Liebe, die nimmer weicht und wankt, ist die — Eigenliebe.